

[Dossier]

Unsere Zukunft ist urban

Seit Jahrtausenden verändert die Welt durch menschliches Handeln ihr Gesicht. Die Urbanisierung ist eine solche Umgestaltung durch den Menschen. Dieser Prozess hat sich im letzten Jahrhundert stark beschleunigt. 2007 lebten zum ersten Mal mehr Menschen in Städten als auf dem Lande. Eine Entwicklung, die Probleme schafft. Das Dossier dieser Ausgabe ist dem Thema Stadtentwicklung gewidmet.

ARMIN ZÜGER

Mitte der 90er-Jahre machte der englische Architekt Richard Rogers mit seiner Publikation «Cities for a Small Planet» auf die Problematik des raschen Wachstums der Städte aufmerksam. Für viele kamen seine Ausführungen wie ein Schock, weil er einen neuen Blick auf die Städte warf. Er verglich sie mit einem Organismus, der Ressourcen verschlingt und Abfall ausstösst. Auch für ihn war es schockierend festzustellen, dass die drängenden Umweltprobleme von den Städten stark angetrieben werden.

Alle wichtigen Stadtkulturen der Vergangenheit gingen unter. Die Gründe sind vielfältig, aber drei Dinge spielten immer mit: die Umwelt, mangelnde Ressourcen und die Bevölkerungszahl. Die Weltbevölkerung wächst seit der Industrialisierung in stets rasanterem Tempo. Die Zahl der Bewohner urbaner Räume ist in den letzten 50 Jahren förmlich explodiert. Lebten 1950 rund 30 Prozent der Weltbevölkerung, also damals knapp 800 Mio. Menschen, in

Städten, ist heute jeder zweite der rund 6,5 Mrd. Menschen auf der Erde ein Stadtbewohner. Dabei sind Ballungsräume nie gekannter Dimension entstanden: 1975 gab es weltweit 179 Millionenstädte, im Jahr 2005 waren es über 400. Allein in China zählen die Vereinten Nationen 100 Städte mit mehr als 1 Mio. Einwohnern. Und während es vor 30 Jahren nur drei Agglomerationsräume mit mehr als 10 Mio. Einwohnern gab (Mexiko-City, New York und Tokio), existieren heute bereits 21 solcher Megastädte – und nur noch vier davon befinden sich in den alten Industrieländern (New York, Los Angeles, Tokio und Osaka-Kobe). 7 der 10 grössten Städte liegen in Asien.

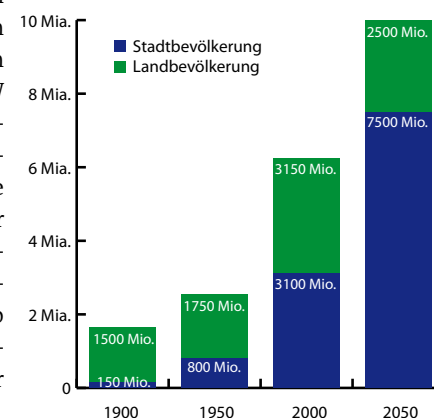
Megastädte stehen Megaproblemen gegenüber

Die grosse Distanz zwischen Wohnort und Arbeitsplatz ist nur eines der riesigen Probleme von Megacities. Gerade Städte in Schwellenländern besitzen oft keine adäquaten öffentlichen Verkehrsmittel. In Beijing, wo vor 30 Jahren kaum Privatau-

tos verkehrten, verstopfen heute über 3 Mio. Autos die Strassen und pro Tag kommen 1'100 dazu. Die UN schätzt, dass die Städte für 75% des weltweiten Ausstosses von CO₂ verantwortlich sind. Über 800 Mio. Menschen wohnen weltweit in Grosstadtums. Stadtplanung und Nachhaltigkeitsprinzipien nützen da wenig, weil solche Systeme sich mangels Governance jeglicher Planung entziehen.

Glücklich, wir Schweizer! Unser grösstes Problem ist die zersiedelte Landschaft um unsere Städte herum. Städteplanung ist bei uns aber möglich, wie dieses Dossier in verschiedenen Beiträgen zeigt. Das Zentrum Urban Landscape der ZHAW forscht über das Verhältnis städtischer und ländlicher Siedlungsräume und hat zum Thema der Weiterentwicklung Zürichs einen internationalen Sommerworkshop über diese Metropolitanregion veranstaltet. Mehr dazu im Dossier. ■

Die Bevölkerung in städtischen Agglomerationsräumen hat sich in den letzten 100 Jahren rund verzweifach, jene auf dem Land lediglich etwa verdoppelt. (UN Report on Human Settlements 2009)



[Räumliche Entwicklungsstrategie]

«Meine Aufgabe ist es, in die Zukunft zu schauen!»

Interview mit Patrick Gmür, dem Direktor des Amts für Städtebau der Stadt Zürich. Am Hochschultag der ZHAW sprach er als Hauptreferent zum Thema «Stadtentwicklung».

INTERVIEW ARMIN ZÜGER

Herr Gmür, Sie sind Direktor des Amts für Städtebau der Stadt Zürich. Kann man Sie auch als «Stadtbaumeister» bezeichnen? Was sind Ihre Aufgaben?

Früher existierte tatsächlich ein «Stadtbaumeister». Ende der 60er-Jahre wurde die Stadtverwaltung jedoch reorganisiert und diese Funktion aufgeteilt, um der gewachsenen Komplexität Rechnung zu tragen. Für das Bauen der stadteigenen Bauten (Schulhäuser, Spitäler, Altersheime etc.) ist ein eigener Bereich zuständig. Die Aufgabe des Amts für Städtebau – also meine Aufgabe – ist es zu planen, in die Zukunft zu schauen. Gleichzeitig gehören aber auch die Denkmalpflege und die Archäologie zum Amt. Bei meiner anschließenden Sitzung im Rahmen des Opéraparking geht es beispielsweise um die Begutachtung 5'000 Jahre alter Fundstücke. Danach zurück im Büro setze ich mich mit der Vision «Zürich 2025 und 2050» auseinander. So breit ist das Spektrum.

Im März hat der Stadtrat eine Räumliche Entwicklungsstrategie (RES) beschlossen, die in acht Teilstrate-

gien und Handlungsanweisungen die Grundlagen für die bauliche Planung und Entwicklung der Stadt Zürich bis ins Jahr 2025 vorgibt. Worum geht es dabei?

Der Stadtrat beschäftigte sich vorgängig lange mit drei zentralen Fragen zur «Strategie Zürich 2025»: Wovon leben wir heute und morgen? Wie leben wir? Wie organisieren wir uns? Die RES ist ein umfassender Versuch, die Antworten des Stadtrates auf die obigen Fragen räumlich umzusetzen. Ein zentrales Thema ist etwa die innere Verdichtung.

Sind die in der RES vorgeschlagenen Massnahmen nicht wenig visionär, wenn man sie mit der Planung der Basler Architekten Roger Diener und Marcel Meili vergleicht, die ebenfalls im Frühjahr eine Studie veröffentlicht haben, welche die Zukunft Zürichs in einer neuen Beziehung zum See definiert und die Weiterentwicklung drum herum ansiedelt?

Man muss unterscheiden. Wenn wir vom Stadtrat einen Planungsauftrag erhalten, liegt der Fokus selbstverständlich auf Zürich. Wir würden

zwar gerne über die Grenzen der Stadt hinaus planen, aber unsere Nachbargemeinden schätzen dies weniger. Wir kennen alle unsere föderalistischen Strukturen: Gemeindeautonomie ist ein hohes Gut. Unserer Planung sind deshalb Grenzen gesetzt. Dies obwohl die vielleicht wichtigste der acht Teilstrategien der RES klar festhält: «Stadt und Region gemeinsam gestalten». Die RES ist ein wichtiges Dokument, weil alle Departemente, die in Zürich mit Planung zu tun haben, eingebunden sind und gemeinsam verbindliche Vorgaben für alle verabschiedet haben. Die Studie vom ETH-Studio Basel unter Diener/Meili hatte andere Vorgaben. Sie konnten «höher fliegen» und freier denken. Wichtig ist, dass es beides gibt. Es braucht visionäres Denken. Wir müssen dieses aber sozusagen aus der Praxis heraus realistisch unterbrechen.

Der bekannte Schweizer Architekt Jacques Herzog beklagte neulich in einem Artikel in der «Zeit» (17. Juni 2010), dass die Schweiz kein Bild von sich habe und deshalb unfähig sei, eines von sich in die Welt zu setzen.

Modell der Stadt Zürich
im Untergeschoss des Amts für Städtebau.

Man habe keine Vorstellungen, wie eine urbane Schweiz aussehen müsste. Stimmen Sie dieser Aussage zu oder wie sehen Sie selbst diese Visionslosigkeit?

Es ist genau so, wie Jacques Herzog sagt. Wir müssen zugeben, dass wir Schweizer ursprünglich halt Bergler sind. Und mit dem starken Gewicht der ländlichen Regionen im Ständerat haben Visionen einer urbanen Schweiz politisch wenig Chancen. Dennoch braucht es diese hochfliegenden Visionen mit freierem Blick. Aber in meiner Stellung als Amtsdirektor ist der Bezug zur Politik, zur gesellschaftlichen Realität ein wesentlicher Faktor, den man nicht ausser Acht lassen kann. Das Beispiel einer früheren Studie aus

dem ETH-Studio Basel «Die Schweiz – ein städtebauliches Portrait» zeigt jedoch, dass Visionen dennoch greifen. Bern hat jedenfalls sofort reagiert und begonnen, ein Bild als Hauptstadt zu entwickeln, als die Stadt merkte, dass sie nicht zu den Metropolitanregionen zählt. Deshalb ist es wichtig, dass gerade auf der Hochschulebene solch visionäre Bilder entwickelt werden, die mittelfristig die Schweiz sicher verändern. Ich sehe darin eine grosse Chance für die Hochschulen und habe deshalb die Einladung als Redner am ZHAW-Hochschultag aufzutreten auch gerne angenommen, genauso wie unser Amt die Kooperation mit Hochschulen in Zusammenhang mit der Stadtentwicklung sucht.

Es würde den Rahmen dieses Interviews sprengen, alle Teilstrategien der RES anzusprechen, aber wir sagten bereits, ein wichtiges Thema ist die Verdichtung. Was ist darunter zu verstehen? Wenn Leute Verdichtung hören, löst dies sicher Ängste aus.

Bei den einen löst das Stichwort Angst aus, andere greifen sofort zum Rechner und freuen sich, dass durch eine Revision der Bau- und Zonenordnung (BZO) ihr Grund und Boden noch etwas mehr an Wert zunimmt. Wir haben in der RES die Erfolgspositionen Zürichs analysiert: spezifische, räumliche und bauliche Qualitäten, die erhalten werden müssen, um Zürichs Attraktivität in Zukunft zu gewährleisten und die Stadt auch langfristig erfolgreich zu positionieren. Es sind dies: eine vielfältige Durchmischung, effiziente Vernetzung, diskrete Urbanität, erlebbare Offenheit und eine ausgezeichnete

Lage- und Umweltqualität. Zu diesen Erfolgspositionen müssen wir Sorge tragen. Wenn wir also von Verdichtung reden, muss genau untersucht werden, was bedeutet dies für welches Quartier? Ich glaube, es leuchtet sofort ein, dass Hochhäuser in der Zürcher Altstadt keinen Sinn machen. Dort wollen wir bewahren, eine grosse Verdichtung wäre unsinnig. Das heisst aber nicht, dass nichts verändert werden darf. Ein gutes Beispiel ist die Erweiterung des Grünhofs. Das ganze Geviert wurde renoviert und ein Teil abgebrochen und verdichtet neu gebaut mit allen strengen Vorgaben der Innenstadt.

Zürich hat dank der Topographie eine immense Quartiersvielfalt, das zeichnet die Stadt aus: Altstadt, Villenquartiere, Blockrandbebauungen, Zeilenbauten aus den 30er-Jahren, in Schwamendingen Reste von der Gartenstadt etc. Solche spezifischen Charakteristiken müssen gehegt werden. Im Gegensatz dazu erstreckt sich Berlin völlig flach, einfach immer etwas mehr vom Gleichen. Dennoch gibt es auch in Zürich Gebiete, wo man neu bauen, neu interpretieren kann, so etwa in Zürich-West.

Eine Frage zum Abschluss: Wie wird sich Zürich verändert haben, wenn Sie in einigen Jahren von Ihrem Amt zurücktreten?

Ich liebe Zürich, darum hoffe ich, dass die Stadt auch zukünftig noch attraktiver wird. Dass es uns gelingt, den Verkehr sinnvoll zu regeln, gute Aussenräume zu gestalten, die Quartiere zu stärken. Ich wünsche mir, dass das Stadtzentrum entlastet wird und die Quartiere dessen Funktionen übernehmen, dass man dort einkaufen kann und reges Leben herrscht. ■

Patrick Gmür

Patrick Gmür ist seit September 2009 Direktor des Amtes für Städtebau der Stadt Zürich. Er führte davor ein eigenes, erfolgreiches Architekturbüro, anfänglich zusammen mit seiner damaligen Lebenspartnerin Regula Lüscher Gmür. Seit 1989 ist er in der Lehre tätig, u.a. an der ETH Zürich, zuletzt als Professor an der Fachhochschule für Architektur, Bau und Geomatik der Fachhochschule Nordwestschweiz. Patrick Gmür plante und baute unter anderem die Wohnüberbauung Paul-Clairmont-Strasse und die bekannte Überbauung James in Zürich. Im Wohnungsbau hat er neue Trends gesetzt, für die er im In- und Ausland grosse Anerkennung fand.



[Workshop Reportage]

Studierende entwickeln Zürich weiter

Die unterrichtsfreie Zeit könnte für Urlaub oder einen Ferienjob genutzt werden. Stattdessen machten sich 34 Studierende aus ganz Europa Gedanken zur Stadtentwicklung von Zürich – im einwöchigen Sommerworkshop des Departements Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen.

NEVA WALDVOGEL

Im abgedunkelten Modellraum fasst Patrick Gmür, Direktor des Amtes für Städtebau der Stadt Zürich, die räumliche Entwicklungsstrategie der Limmatmetropo-

le zusammen. Sie bildet die Basis für die Aufgaben im Workshop «Innere Grenzen – äussere Grenzen». Während Gmürs Referat schreiben die Studierenden emsig in ihre Notizbü-

cher, das Stadtmodell 1:1000 wird im Anschluss mit Digitalkameras festgehalten. Am Nachmittag geht es mit den 34 Studierenden aus Ljubljana, Split, Wien, Valencia und Winterthur

Verdichten und Umnutzen

Im Workshop «Innere Grenzen – äussere Grenzen» stand die «Räumliche Entwicklungsstrategie der Stadt Zürich» und insbesondere die Entwicklung nach innen im Vordergrund. Dies umfasst die Verdichtung bestehender Wohnquartiere und die Umnutzung von industriell genutzten Gebieten.

Bei einem Umnutzungsareal im Gebiet der Kläranlage Werdhölzli wurde der Umgang mit Infrastrukturanlagen im städtischen Raum beleuchtet.

Am Schrebergartenareal Susenberg stand der Übergang zum Erholungsraum des Zürichbergs zur Diskussion, und in Affol-

tern ging es um die Frage nach der Ausbildung des Siedlungsrandes zum offenen Landschaftsraum. Organisiert wurde der Workshop vom Zentrum Urban Landscape des Departements Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen. Daran teilgenommen haben Studierende der Partner-Universitäten des Departements in Ljubljana, Split, Valencia, Wien sowie von der ZHAW.

Die Ergebnisse des Workshops wurden am ZHAW-Hochschul-

tag ausgestellt und sind online abrufbar unter:

www.archbau.zhaw.ch

ab ins Feld, die zu bearbeitenden Areale werden in Augenschein genommen. Zürich im Schnelldurchlauf – reicht das auch den ausländischen Gästen, um die komplexen Aufgaben anzugehen? «Ja», meint Frane Dumandžić selbstbewusst. Er gehört zur kroatischen Delegation und ist überzeugt, dass gerade durch die verschiedenen Herkunftsländer eine Vielfalt an spannenden Lösungen entstehen kann. «Ideen, auf die ein Insider gar nicht kommt», ergänzt er. «Vielleicht können wir sogar Erfahrungen aus unseren Städten einsetzen.» Darin sieht auch Patrick Gmür den Vorteil der Zusammenarbeit: «Eine Hochschule kann andere Fragen stellen – und «freiere» Lösungsansätze präsentieren. Ansätze dieser Art sind immer interessant und erlauben uns eine offenere Betrachtungsweise.»

Unterschiede sichtbar machen

Dienstagmorgen machen sich die Studierenden ans Werk, vier Gruppen bearbeiten jeweils ein Aufgabengebiet. Die Tatsache, dass die Studierenden mit Kommilitonen aus der Herkunftshochschule zusammenarbeiten, überrascht. «Anfangs war ich enttäuscht, dass wir nicht in gemischten Gruppen arbeiten», gibt Fernando Carranza Miralles von der Universität Valencia prompt zu. Stephan Mäder, Direktor des Departements Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen hält dagegen: «Die unterschiedlichen didaktischen Methoden der Hochschulen sollen in den Resultaten sichtbar sein und diskutiert werden können.»

Das dichte Programm während dieser Woche gibt den Studierenden die Möglichkeit, sich intensiv mit dem Thema auseinanderzusetzen. 100-prozentig ausgereifte Ideen seien nach dieser Woche nicht zu erwarten, «aber sie sind dann sicher so weit, dass sie in die Diskussion für die weitere Entwicklung dieser Areale einfließen können», führt Mäder aus.

Arbeiten unter Zeitdruck

Abends müssen bereits erste Ideen auf dem Tisch liegen. Dann

wird entschieden, ob sie weiterverfolgt werden können oder ob die Studierenden eine neue Richtung einschlagen müssen. Begleitet werden sie von Dozierenden ihrer Hochschulen, die als Tutoren beraten und unterstützen. Nur einen Tag später müssen die Ideen konkretisiert vor der gesamten Dozentenschaft präsentiert werden.

Am Mittwoch sitzen die Dozentinnen und Dozenten gespannt um die Stellwände, wo Plakate, Stadtpläne und Skizzen hängen. Die Halle 180 im Tössfeld erinnert an diesem Tag dank hochsommerlicher Temperaturen an ein Gewächshaus. Während die ersten Gruppen ihre Ideen auf Englisch präsentieren, fehlen viele Kolleginnen und Kollegen – bis zur letzten Sekunde wird an den Entwürfen gearbeitet. Manche Ideen sind zu ehrgeizig «die Zeit reicht dafür nicht aus», kritisiert einer der Dozenten. Nicht immer sind sich die Dozierenden einig, es wird heftig diskutiert, mitunter verteidigen die angehenden Architekten ihre Würfe leidenschaftlich. Nach der Präsentation haben die Studierenden bis Samstag Zeit, die Ideen auf den Punkt zu bringen, die Aussagen zu verdichten und diese anhand von Plänen und Schemen darzustellen.

Leistungen werden angerechnet

Neben der intensiven Arbeit beinhaltet der Workshop zwar auch Programmpunkte wie etwa eine Exkursion auf den Bürgenstock, gemeinsame Abendessen oder ein Besuch der architektonisch vielbeachteten Schule Leutschenbach in Zürich Oerlikon. Mancher Student hätte sich mehr derartige Ausflüge gewünscht, sagt Mäder, «aber schliesslich ist es ein Workshop und keine Studienreise.»

Laut Mäder sind es die überdurchschnittlich interessierten und engagierten Studierenden, die am Workshop teilnehmen. Der Grundtenor unter den Studierenden bestätigt diese Sicht, die Studierenden finden einerseits das Thema spannend, andererseits freuen sie sich auf den Austausch mit anderen Stu-





dierenden aus dem europäischen Raum. Für die Teilnahme am Workshop sprechen aber auch pragmatische Gründe: Drei ECTS-Punkte werden dafür angerechnet. ECTS-Punkte, die den Studierenden in der Semesterplanung zugute kommen: «Die angerechnete Studienleistung gibt mir Luft, um das nächste Semester etwas flexibler zu gestalten», erklärt Barbara Schilhan von der TU Wien.

Bis zum bitteren Ende

Am Samstag folgt die letzte Feedbackrunde: Die Gruppen präsentieren ihre mittlerweile ausgefeilten Thesen, untermalt von ausgeklügelten Powerpoint-Präsentationen. Geduldig hören sich die Dozierenden und alle Studierenden eine Präsentation nach der anderen an, obwohl eine generelle Müdigkeit spürbar ist. Schlaf war während der Woche

Mangelware, wie die ZHAW-Studentin Livia Schenk bestätigt: «Wir haben heute noch bis sechs Uhr früh an unserer Präsentation gearbeitet.»

Die Dozierenden geben finale Feedbacks, haken ein letztes Mal nach. Am Schluss geben sie sich beeindruckt von den Resultaten, die in dieser kurzen Zeit entstanden sind. Und Frane behält tatsächlich recht: Eine Gruppe hat sich für die Entwicklung des Zürichbergs von Barcelonas Montjuïc-Viertel inspirieren lassen.

Die Studierenden arbeiten jetzt noch einen Monat an ihren Ideen. Dann erhält das Amt für Städtebau die Zusammenfassung der Workshopresultate. Laut Patrick Gmür bilden die entstandenen Ideen «die Projektskizzen für eine Weiterbearbeitung beim Amt für Städtebau, innerhalb der Departemente und der involvierten Ämter». ■

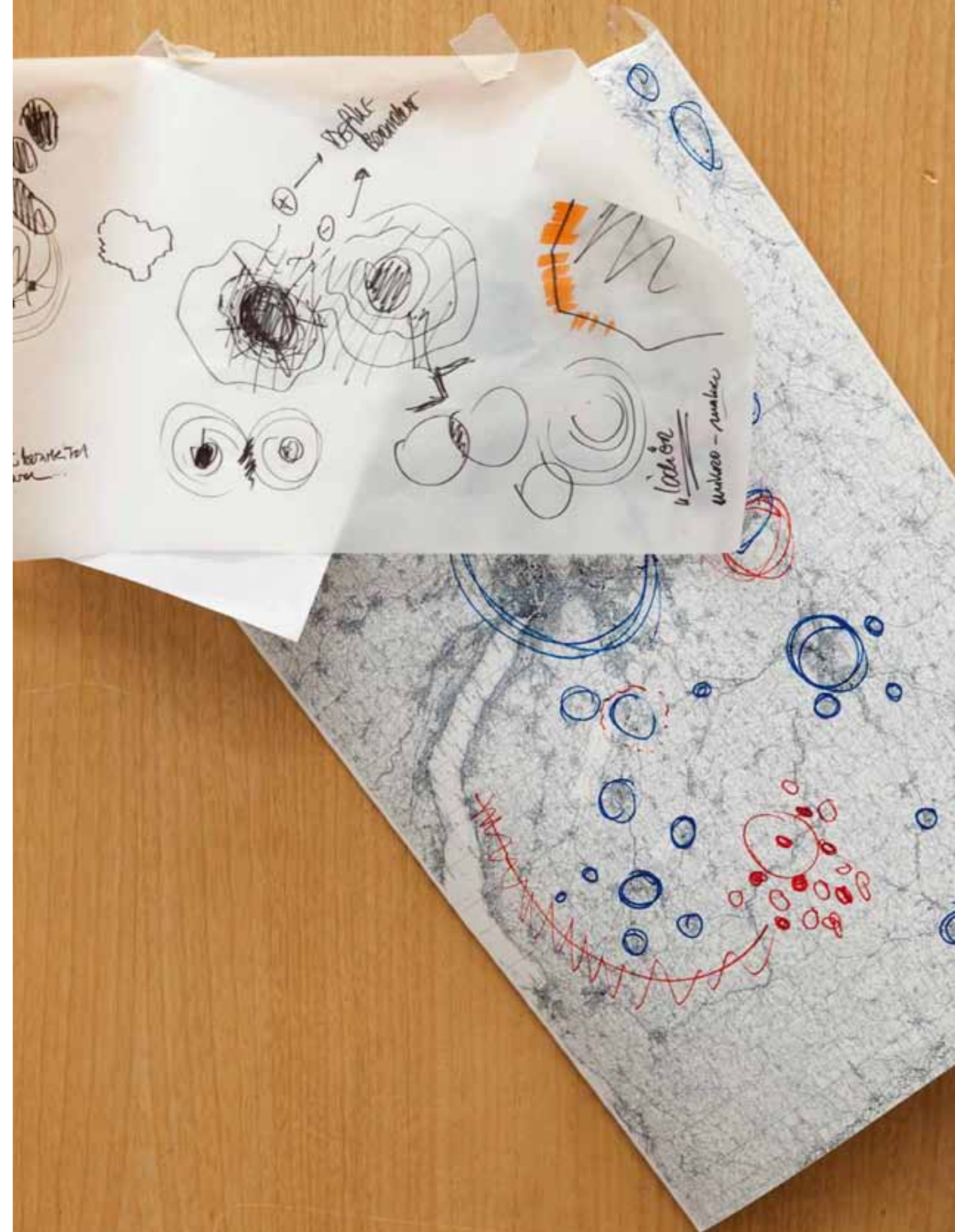
Jeden Montag: «Bildung & Chancen» im Tages-Anzeiger

Für alle Bachelor- und Masterstudierenden:
Die Serviceseite rund um die Themen Bildung, Weiterbildung und Karriere. Jeden Montag im Kultur- und Gesellschaftsbund.
Für alle, die nie ausgelernt haben
Dranbleiben.

Tages-Anzeiger



Lernpower – die interaktive Kolumne für mehr Lust und Knowhow beim Lernen
Jeden Montag auf der Seite Bildung und Chancen
www.lernpower.tagesanzeiger.ch



[Einfamilienhaus]

«Die Raum- und Ortsplanung ist viel zu starr»

Die Nachfrage nach Einfamilienhäusern ist ungebrochen. Im Rahmen des Nationalfondsprogramms 54 «Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung» hat das Zentrum Urban Landscape untersucht, mit welchen Strategien Einfamilienhaussiedlungen nachhaltig entwickelt werden können.

CLAUDIA GÄHWILER

Die restriktiven Bauregeln in der Schweiz verhindern in vielen Einfamilienhauszonen und -quartieren eine sinnvolle Bebauung bzw. Weiterentwicklung und Verdichtung.» Diese deutliche Kritik formuliert Prof. Max Bosshard, Leiter des Zentrums Urban Landscape am ZHAW-Departement Architektur. Als Projektverantwortlicher hat er sich seit 2006 gemeinsam mit Tom Weiss, Stefan Kurath und weiteren Mitarbeitern¹ des Zentrums intensiv mit dem begehrten Wohnobjekt auseinandergesetzt. Nun liegen die Resultate ihrer Untersuchungen vor.

Nachhaltige Lösungen statt Fundamentalkritik

Bosshard und seine Mitarbeiter teilen die fundamentale Kritik an der «Hüsli-Schweiz», wie sie zum Beispiel vom Architekturkritiker Benedikt Loderer vertreten wird, nicht. Sie gehen zwar mit ihm einig in der Analyse, dass Einfamilienhäuser wesentlich verantwortlich sind für Landverbrauch und steigende Mobilitäts- und Infrastrukturkosten. «Wir anerkennen aber die gesellschaftliche Realität,

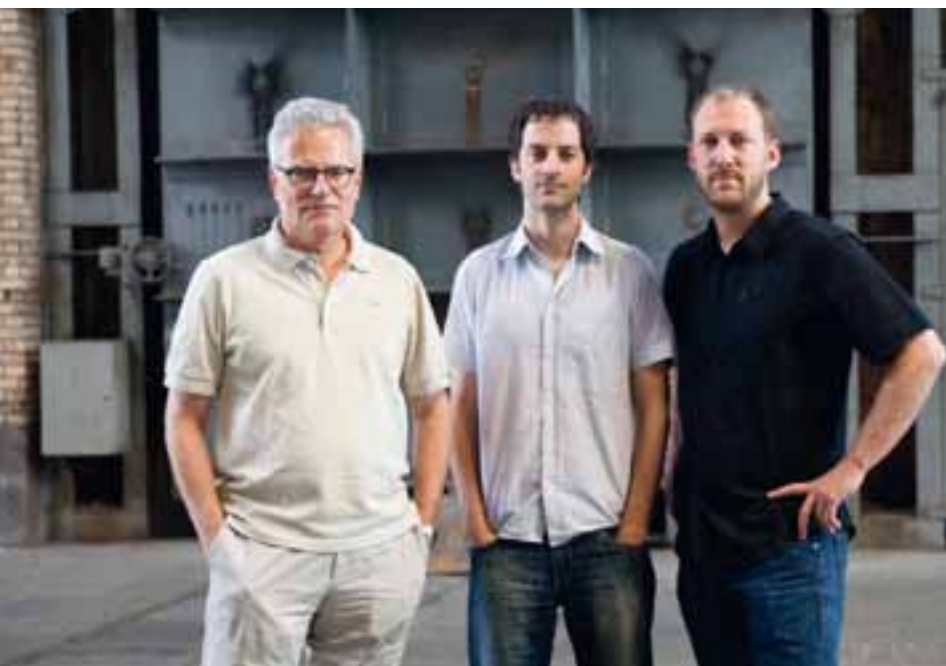
dass nach wie vor für viele Menschen das eigene Haus im Grünen die begehrteste Wohnform ist», betont Bosshard. «Unser Fokus richtet sich deshalb auf den Nachhaltigkeitsaspekt dieser Siedlungsform.» Sie verfolgen dabei einen relationalen Ansatz, der sich immer auf die konkrete Situation bezieht, abhängig von spezifischen Rahmenbedingungen. «In einer sich zunehmend ausdifferenzierenden Gesellschaft kann es kein absolutes Ideal einer nachhaltigen Siedlungsstruktur geben», erläutert Stefan Kurath, «erst durch gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, das gegenseitige Abwägen zum Teil sich widersprechender Teilrealitäten und in der Schaffung von Allianzen kann eine nachhaltige und noch wichtiger, auch zukunftsfähige Entwicklung eingeleitet werden. Aus der Sicht des Nachhaltigkeitsdiskurses ist das Einfamilienhaus die schwierigste und angefeindete Wohnform», betont der Architekt und Planungswissenschaftler die spezielle Herausforderung des Projekts. «Deshalb wollten wir uns auch gerade damit auseinandersetzen.»

Interdisziplinäres Arbeiten als Selbstverständlichkeit

Den Stadt-/Landschaftsraum versteht Max Bosshard als komplexen Untersuchungsgegenstand, der nicht über eine einzige Methode erschlossen werden kann. Entsprechend interdisziplinär war sein Projektteam zusammengesetzt. Vom Human-Geografen über Sozial- und Naturwissenschaftlerinnen bis zu Stadtplanern und Landschaftsarchitekten waren zahlreiche Disziplinen vertreten. Das ZHAW-eigene Institut für Nachhaltige Entwicklung lieferte den Input für die Nachhaltigkeitsbeurteilung. Absolventen des Masterstudiengangs Architektur waren zentral in das Forschungsvorhaben integriert.

Als Untersuchungsgebiet wurde das Zürcher Oberland gewählt. Mit seiner heterogenen Struktur, die von städtisch geprägten Gebieten bis zur Agrar-Gemeinde reicht, ist es repräsentativ fürs ganze Schweizer Mittelland. Für die unterschiedlichen Lagen im Untersuchungsgebiet haben die Projektmitarbeitenden sogenannte Szenariogeschichten konstruiert. Das heisst, sie haben denkbare zukünftige Entwicklungen von Einfamilienhaus-

¹ Projektteam: Max Bosshard, Stefan Kurath, Christoph Luchsinger, Urs Müller, Urs Primas, Tom Weiss (alle Zentrum «Urban Landscape»); Markus Kunz, Institut für Nachhaltige Entwicklung ZHAW; Joris van Wezemael, Centre for Cultural Studies in Architecture, ETH Zürich.



v.l.n.r. Max Bosshard,
Tom Weiss,
Stefan Kurath

Methoden zur Steuerung städtischer Lebensräume

Die Grenzen zwischen Stadt und Land haben sich infolge des gesellschaftlichen Wandels in den letzten Jahrzehnten verwischt. Eine durchsiedelte Landschaft als ein Nebeneinander unterschiedlicher baulicher und landschaftlicher Elemente breitet sich über weite Teile der Schweiz aus. Die traditionellen Instrumente der Raumplanung sind kaum mehr geeignet, die räumlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen der urbanen Landschaft in ihrer Vielfalt und Komplexität darzustellen.

Das Zentrum Urban Landscape geht in Lehre und Forschung den Fragen nach, die sich daraus ergeben. Es befasst sich mit der Entwicklung von Methoden und Instrumenten zur Beschreibung und Bewertung urbanisierter Räume und zur Bewertung und Steuerung ihrer Transformationsprozesse.

gebieten situationsbezogen untersucht, verglichen und darauf aufbauend verschiedene Testentwürfe gemacht. Im entwerferischen Schaffen werden verschiedene Situationen, Elemente, Richtlinien und Ziele miteinander verknüpft und in zukunftsfähige Bauformen übersetzt.

Szenarien und Testentwürfe

Eine der Szenariogeschichten befasst sich mit Agrarbrachen. Durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft gibt es immer mehr ungenutzte Bauernhöfe ausserhalb der Dorfkern (Aussenwachen), die infrastrukturell bestens erschlossen sind, aber ausserhalb der Bauzonen liegen. «Statt nun neue Wohnzonen rund um das Dorf zu erschliessen, wäre es mancherorts nachhaltiger, die vorhandenen Weiler zu verdichten und gezielt neue Einfamilienhäuser zu integrieren», so Projektmitarbeiter Tom Weiss, «das bedingt aber eine Flexibilisierung der Bau- und Zonenordnung.»

Das Szenario «Verstädterung» untersucht Einfamilienhaussiedlungen in Wallisellen und Dietlikon, die heute eingeschlossen liegen zwischen Infrastrukturanlagen, Gewerbegebieten oder dichteren Wohnquartieren. Solche Quartiere werden interessant für neue Nachfrageseg-

mente wie Selbstständigerwerbende, kleine Gewerbebetriebe oder Genossenschaften, die unterschiedliche Wohnformen in Kombination mit zusätzlichen, spezifischen Angeboten (Wohnen/Arbeiten/Freizeit, Mehrgenerationenhaus, Alterswohngemeinschaft etc.) realisieren möchten. In Testentwürfen haben die Forscher aufgezeigt, wie auch bereits bestehende Quartiere mit Neu- und Anbauten schrittweise verdichtet werden könnten.

Weitere Szenarien befassen sich mit den Themen «Hohe Dichte», «Lost Areas» (Industriebrachen, schrumpfende Siedlungen) und «Ökoapparate». Mit letzteren sind Siedlungskonzeptionen gemeint, welche die Kleinteiligkeit von Einfamilienhaussiedlungen mit ihren Freiräumen nutzen, um brachliegende Potenziale zur Verbesserung der Biodiversität zu nutzen.

Kein gesichtsloser Siedlungsbrei

Die Architekten haben in ihrer Studie aufgezeigt, dass es das Einfamilienhaus per se nicht gibt. Eine facettenreiche, orts- und epochenspezifische Siedlungsrealität widerspreche dem oft zitierten gesichtslosen Siedlungsbrei, betont Tom Weiss. Zudem sei das Einfamilienhaus eine ideale Wohnform für ver-

schiedene Arten von Haushalten dank seiner Flexibilität und Anpassungsfähigkeit. Und diese Vorzüge haben angesichts der sich wandelnden sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen besonderes Gewicht. «Die klassische Einfamilienhaus-Klientel – die Kleinfamilie – verliert zunehmend an Bedeutung zugunsten neuer Haushaltsformen», so Weiss, «umso mehr sind neue planerische und architektonische Konzepte gefragt».

Regelungen müssen flexibler werden

«Im Bereich der Raum- und Ortsplanung besteht in der Schweiz erheblicher Handlungsbedarf», fasst Max Bosshard die Resultate der Studie zusammen. «Um innovative Lösungen zur nachhaltigen Entwicklung von Einfamilienhaussiedlungen zu realisieren, fordern wir eine Veränderung der starren und unspezifischen Planungspraxis bis hin zur Aufhebung der strikten Trennung von Bauzonen und Nichtbaugebiet.» Die beteiligten Architekten sind sich bewusst, dass für ein solches Umdenken viel Erklärungs- und Überzeugungsarbeit zu leisten ist. «Als Forscher und gleichzeitig in der Praxis tätige Architekten wollen wir uns in diese Debatte einmischen.» ■

Warum ein Zentrum Urban Landscape an der ZHAW?

Wieso beschränkt sich die Architekturausbildung an der ZHAW nicht auf effiziente Einzelbauten? Wieso erlaubt sich das Zentrum Urban Landscape Projekt- und Forschungsarbeiten im peri-urbanen Umfeld der Kernstädte?

Bauen ist – heute mehr denn je – ein Eingreifen in das bestehende Landschafts- und Siedlungsgefüge. Deshalb ist ganzheitliches, vernetztes Denken ein grundlegendes Erfordernis der Zeit. Jede Bauaufgabe ruft danach, langfristige Lebensraumentwicklung, Gestaltung der Umwelt, Sicherheit, Ökologie, Ökonomie und anderes mehr neu zu beurteilen und entsprechend in die Planungsprozesse zu integrieren. Komplexität und vernetztes Denken verlangen ein weitsichtiges und interdisziplinäres Handeln, gleichzeitig aber auch vertieftes Fachwissen. Was früher von einem fähigen Generalisten zu leisten war, hat sich infolge der zunehmenden Komplexität von Bauaufgaben in verschiedene Tätigkeitsfelder aufgespalten. Architekten und Bauingenieure nehmen aber immer noch oder wieder vermehrt umfassende Führungsaufgaben in komplexen Bauprozessen wahr.

Ausbildung und Forschung sind am Departement Architektur deshalb disziplinär, inter- und transdisziplinär auf praxisnahes Problemlösen ausgerichtet. Ein Hauptgewicht der Ausbildung liegt bei der Vermittlung methodischer und handwerklicher Instrumentarien des Entwerfens und der Projektentwicklung. Übergeordnet ist das Bestreben, die angehenden Fachleute als Spezialisten im Umgang mit «Raum» auszubilden. Das Departement ist überzeugt, dass das «architektonische Projekt» Mittel sein kann, um neue Erkenntnisse zu generieren und Antworten auf wichtige Fragestellungen innerhalb vorgegebener und variabler Prämissen von anspruchsvollen Bauaufgaben zu erhalten. Neben der Tatsache, dass das «architektonische Pro-

jekt» Antworten auf komplexe Fragestellungen geben kann, interessiert uns das Entwerfen – und gewisse dabei verwendete Methoden – selbst als Forschungsgegenstand.

Wir unterscheiden drei voneinander abhängige Bearbeitungsfelder: Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit (Diffusion). Am Zentrum Urban Landscape formulierte Themenbereiche werden in Aufgabenstellungen der Masterkurse eingearbeitet und liefern damit wichtige Impulse für die ent-



PROF. STEPHAN MÄDER,
Architekt ETH, BSA, SIA
Direktor des Departements Architektur,
Gestaltung und Bauingenieurwesen

werferische Arbeit der Studierenden an konkreten Projekten. Die anschliessende Auswertung einzelner Arbeiten aus der Lehre durch das Zentrum Urban Landscape erweitert im Gegenzug das Spektrum der zu untersuchenden Aspekte für die Forschungstätigkeit. Damit wird die Lehre zum eigentlichen Experimentierlabor für angedachte, innovative Projektideen hinsichtlich der Anwendbarkeit für den entwerferischen Prozess. Resultate aus Forschung und Lehre werden, dem Projektstand entsprechend, in geeigneter Form präsentiert. Die jetzt anlaufende elfte Durchführung des Masterprogramms in Architektur bestatigt dieses didaktische Modell.

Das Zentrum Urban Landscape befasst sich mit den Veränderungen der Landschaft, dem Siedlungsraum und dem Verhältnis von Infrastrukturanlagen und Territorium der Siedlungslandschaft, vornehmlich im schweizerischen Mittelland. Die neuartigen Bebauungsmuster in der Peripherie der Kernstädte, die erst durch den Anstieg der Mobilität und neue Kommunikationsformen möglich wurden, sind Lebensraum und Heimat eines Grossteils der Bevölkerung. In der Öffentlichkeit werden diese Veränderungen nur bedingt wahrgenommen. Vielmehr werden tradierte Begriffspaare wie «Stadt» und «Land» weitergepflegt, welche die Phänomene der Veränderungen nicht zu beschreiben vermögen. Die Bemühungen in Lehre und Forschung am Departement tendieren auf eine Objektivierung der Sichtweise dieser Gebiete im Rahmen ihres rasanten Umbaus von ehemaligen Landwirtschaftszonen – ohne Umweg über klassische Stadtbau-muster – in neue Formen der Besiedelung.

Die angehenden Baufachleute, Studierende im Studiengang Architektur und Bauingenieurwesen, sollen lernen, die urbanisierte Landschaft der Schweiz, als Eingriffsfeld ihrer zukünftigen Tätigkeit, in Gestalt und Funktion analytisch zu beschreiben und kritisch zu beurteilen. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen dabei die strukturellen Zusammenhänge zwischen Topografie, Naturräumen, Infrastruktursystemen und Siedlungsgefüge, die räumliche Beschaffenheit der urbanisierten Landschaft und ihre funktionale Struktur. Zum Verständnis notwendig sind Kenntnisse über wirtschaftliche, gesellschaftliche, rechtliche Faktoren ihrer Werdung und Transformation.

Nicht nur das architektonische Objekt selbst, sondern auch die durchsiedelte Landschaft stehen deshalb im Bereich Lehre und Forschung im Vordergrund. Die urbane Landschaft ist der Preis für einen vielleicht vermeintlichen Fortschritt, der Wohlstand und Mobilität ermöglicht, andere Werte aber unwiderruflich zerstört. ■

[Siedlungsraum Agglomeration]

Die Begehung des Flickenteppichs

Nicht Stadt, nicht Land: Die Agglomeration wird von der klassischen Architektur oft links liegen gelassen. Luc Kummer schaute und wanderte hin. Statt langweiligen Siedlungsbrei fand der ZHAW-Student zwischen Zürich und Winterthur für seine Master-Thesis die «tranCity» – einen lebendigen Raum mit Potenzial.

ANDREAS GÜNTERT

Die Fakten sind klar: Rund 37 Prozent der Schweizer Bevölkerung wohnen heute in den Agglomerationen der fünf Grossstädte Zürich, Basel, Genf, Bern und Lausanne. In grossräumigen Gegenden also, die sich von unberührter Natur über landwirtschaftliche Nutzung zum Siedlungsraum entwickelten und als «urbanisierte Landschaft» gelesen werden können. Über zwei Millionen Schweizerinnen und Schweizer pflegen eine Existenz, die im Vorurteil vieler urban orientierter Architekten einem Leben in drögen Schlafstädten und -Gemeinden gleichkommt, zufällig hineingewachsen in den wuchernden Siedlungsbrei, der unser Mittelland bestimmt. Luc Kummer, 27, der an der ZHAW ein Studium in Architektur und Städtebau abgeschlossen hat, sieht das anders: «In diesem Raum der Zwischenstadt herrscht eine faszinierende Vielfalt von Funktionen. Die Agglomeration ist ein offenes Feld, das alle Chancen hat, vom «zufälligen» Zusammenwachsen zur bewussten Collage montiert zu werden.»

Kummer, der aus der Landgemeinde Wald im Zürcher Oberland

stammt und heute in Winterthur wohnt, näherte sich dem Gegenstand seiner Master-Thesis in sehr konkreter Weise: «In einer Sommernacht 2008 sass ich mit Studienkollegen in einer Bar im ehemaligen Industriequartier Winterthurs. Es ergab sich während des Abends eine angeregte Diskussion über Stadt, Land und Agglomeration. Bald zeigte sich, dass das Gespräch durch vorgefasste Meinungen, Vorurteile und Unwissen geprägt war. Früh morgens brachen wir zu Fuss auf.» Es folgte eine unkonventionelle Wanderung von Winterthur nach Zürich, die sich nachträglich zur Initialzündung von Kummers Arbeit entwickelte.

Rundgänge, mit Kamera und Diktiergerät

Vor Sonnenaufgang brach man auf, durchwanderte die 25 Kilometer, die man in der S-Bahn in 20 Minuten hinter sich bringt, in rund zehn Stunden. Brütten, Dietlikon, Wallisellen, Stettbach – alles Stationen, die man in der Regel als grob zusammengesetzten Flickenteppich wahrnimmt. Dabei stiess man auch auf Ungeahntes, nahm eine Vielzahl unterschiedlicher Funktionen wahr und

erlebte teils skurrile Situationen. So bekam man etwa einen Einfamilienhaus-bewachenden Rasenmäher-Roboter zu Gesicht, begegnete von Stettbach hoch zum Zürcher Zoo einer Kamel-Karawane, fand in Kemptthal Jugendliche, die sich unter einem Brückenpfeiler einen Clubraum eingerichtet hatten. «Bei mir», sagt Kummer rückblickend, «bewirkte das einen Reiz: Dieser Gegend zwischen Stadt und Land, die im architektonischen Diskurs negativ konnotiert ist, in Fachkreisen eine Daseinsberechtigung zu geben.» Der ersten Gruppenwanderung liess Kummer Einzel-Begehungen folgen. Bewaffnet mit Kamera und Diktiergerät erkundete er die Gegend in weiteren rund 15 Märschen oder stieg auch einmal früher aus dem Zug aus, um das Agglo-Habitat auf seine Eigenheiten hin abzuklopfen. Immer mit dem einen Ziel: Einer Landschaft, die in der allgemeinen Auffassung kein Gesicht hat, eines zu geben.

Ein Wachstumsfeld

Was dem ganzen Gebiet – Kummer nennt das Siedlungsfeld zwischen Winterthur und Zürich «tranCity» – gemeinsam ist: Ein

stürmisches Wachstum, das bald nach Ende des Zweiten Weltkrieges einsetzte. Orte wie etwa Illnau-Effretikon (siehe auch Interview) stehen für die sprunghafte Entwicklung: Zwischen 1950 und 1970 wurden dort 21 Quartierpläne umgesetzt, die Einwohnerzahl stieg von 4'357 auf 13'693. Für den flüchtigen Betrachter oder S-Bahn-Passagier einfach eine dieser «Unstädte» mehr im Gebiet zwischen Zürich und Winterthur. Beim genaueren Hinschauen aber zeigen sich die Facetten einer Ortschaft, deren Einwohner verstreut in zwölf Ortsteilen leben, die innerhalb der Region eine Zentrumsfunktion einnimmt, ihre Rolle bewusst sieht und plant und schon 1999 mit dem «Forum 21 Illnau-Effretikon» ein entwicklungs- und umweltpolitisches Aktionsprogramm lanciert hat.

Wie die Gegend mit ihrem Wachstum umgegangen ist, welche Funktionen vor den Toren der Stadt angesiedelt wurden, was diesen Zwischenraum auszeichnet und wie er optimiert werden könnte – das waren Fragen, mit denen sich Kummer einen Sommer lang intensiv beschäftigte. Sein grundsätzlicher Eindruck: «Das Gebiet ist Lebensraum, geprägt von lokalem und regionalem Gewerbe, als Standort vieler Back-Offices grosser Firmen, aber auch durch ihre Versorgungsqualität, die durch Strom-, Gas- und Wasserversorgung

belegt ist.» Ein Konglomerat, schreibt Kummer in einem Essay, «welches sich zur häufigsten Raumtypologie entwickelte und gerade durch seinen anarchischen Charakter eine hohe Gestaltbarkeit im kleinsten Teil bietet und dadurch zu einem eigentlichen Erfolgsmodell der Siedlungsplanung werden könnte.»

Wider den «Postleitzahl-Föderalismus»

Zwar ergab sich nach Kriegsende auch in anderen Ländern ein Boom der Agglomerationen – Kummer aber hat Schweizer Eigenheiten festgestellt, die man als «Postleitzahl-Föderalismus» subsumieren könnte. Anders als in Ländern wie den USA, England oder Frankreich, wo Agglomerationen grosser Planung der Regierungen unterstellt sind und waren, blieb man in der «tranCity» dem ursprünglichen Gemeinde-Gedanken verhaftet, erschloss innerhalb seiner Zelle neues Bauland, schuf eigene Schwimmbäder und Sportplätze, hielt die Tradition der eigenen Vereine hoch, plante für sich. Eine Entwicklung, die einerseits einem original eidgenössischen Charme huldigt, in Kummers Sicht aber weiter reichende Gestaltungsmöglichkeiten unterband: «Die Föderalisierung hat auch bewirkt, dass ortsübergreifende grössere Würfe, ermöglicht durch Spezialisierungen wirtschaftlicher, agrartechnischer oder kultureller Natur sowie Spezifizierung der unterschiedlichen Nutzungen, weitgehend ausblieben.» Die Entwicklung aber sei noch überhaupt nicht abgeschlossen; Kummer zeigt sich fasziniert von dem «grossen offenen Feld, das eine hohe Planbarkeit aufweist». Die weitere Zukunft der «tranCity» zeichnet der Winterthurer in drei Modellen auf:

- **Necklace (Halskette):** Jede Gemeinde an der überregionalen Verkehrsinfrastruktur verdichtet weiterhin für sich selber und formt eine feingliedrige Struktur, die sich gemäss bisheriger Herangehensweise durch punktuelle Zentren auszeichnet.

- **Non-Stop-City:** Die Gegend entwickelt sich entlang der wachsenden Verkehrs-Infrastruktur, die Zentren wachsen zur linearen Stadt zusammen, die beispielsweise durch neue Regionalbahnhöfe, Stadtbahn, Langsamspuren sowie höhere Dichte von Autobahn-Ausfahrten gesamthafter erschlossen wird.
- **Patchwork:** Die heutige Flickendecke, bestehend aus unterschiedlichen Zellen zusammengefasst in einzelnen Gemeinden, erhält einen besseren Überbau. Kummer hat Tendenzen ausgemacht, die darauf hindeuten, dass sich die einzelnen Orte besser vernetzen und für übergreifende Aktivitäten zusammenspannen.

Möglich jedenfalls sei noch einiges: «Das flächige Setzkastenprinzip», schreibt der Architekt in einem Essay, «eröffnet eine einmalige Chance des Experimentierens und der diversen Bearbeitung und Prozessierung der einzelnen Flicker». Dieses offene Feld dürfe nicht nur Verkehrsplanern, Gemeinderäten und Investoren überlassen werden, sondern müsse auch die Architektur beschäftigen. Offene Felder und weisse Flecken gibt es genug. Ideen auch. «Warum etwa», fragt Kummer, «soll es in der «tranCity», die sich in der Vergangenheit einfach entlang ihrer Verkehrsachsen entwickelt hat, nicht zu intensiven Neu-Programmierungen und Ausbauten kommen, die Benutzerfreundlichkeit und Ökologie erhöhen, Lebens- und Kulturraum schaffen? So könnten unterschiedliche Nutzungen überregional vernetzt, Wohn- und Erholungsgebiete geschaffen werden, Gewerbe und Landwirtschaft gestärkt und die Funktionen optimal durch die Verkehrsinfrastruktur erschlossen werden. Sind gar Stadt-Neugründungen möglich?» Ein weites Feld liegt bereit. Eines, das bisherige Ignoranten zu Interessenten machen sollte.

Link zur Master-Thesis:

www.ok-studio.ch/pdf/thesis_trancity.pdf

«Die Leute wohnen in einer Stadt. Und fühlen sich wie im Dorf»

Martin Graf, Stadtpräsident von Illnau-Effretikon, über das Leben von heute und die Wünsche von morgen im Agglo-Gürtel zwischen Zürich und Winterthur.

INTERVIEW ANDREAS GÜNTERT

Herr Graf, der Kanton Zürich stuft Illnau-Effretikon mit seinen 15'692 Einwohnern als «suburbane Wohn-gemeinde» ein. Ist das Beamten-deutsch für Schlafstadt?

Martin Graf: Im Fall von Illnau-Effretikon stimmt das bestimmt nicht. «Schlafstadt» ist ein Wort der 68er – und damals war das vielleicht auch so. Heute aber bilden bei uns nur schon rund 150 Vereine lebendige Zellen des Lebens, diese Leute sind sehr aktiv an ihrem Wohnort.

Wohnt man in Effretikon, weil man gerne dort lebt? Oder weil man in grossen Städten oder auf dem Land nichts Bezahlbares findet?

Wenn ich Jubilare besuche, die 80 oder älter werden, höre ich immer wieder, wie gut es ihnen gefalle in Illnau-Effretikon. Und wer hier aufgewachsen ist, will nach einem Abstecher in die Grossstadt oft wieder zurück. Ein gutes Zeichen, finde ich. Mit über 10'000 Einwohnern gelten wir zwar als Stadt. Aber wenn die Hiesigen zum Stadtkern aufbrechen, sagen sie, dass sie ins Dorf gehen. Die Leute wohnen in einer Stadt. Und fühlen sich wie im Dorf – ein Zeichen von Identität.

Illnau-Effretikon wuchs ab Mitte des letzten Jahrhunderts sehr stark – wie auch andere Agglomerations-gemeinden im Kanton. Eine gute Entwicklung?

Nachteile daraus kann ich nicht sehen. Schade war, dass man in der Zürcher Agglomeration der 60er Jahre in einer ungesteuerten Entwicklung wuchs. Strassenbau und öffentlicher Verkehr waren die tatsächlichen Stadtentwickler. Der Leerraum wurde in einer relativ technokratischen Übung funktionalisiert, darob gingen Organismus

und Seele des Ortes etwas vergessen. Aber wir arbeiten daran, dass das wieder zurückkommt.

Welche Probleme ergeben sich für Illnau-Effretikon durch die Nähe der Grossstädte Zürich und Winterthur?

Zuerst einmal sehe ich Vorteile. Innerhalb von 30 Minuten sind per öffentlichem Verkehr 500'000 Arbeitsplätze zu erreichen. Problematisch ist der massive Kaufkraftabfluss. Unser Detailhandel hätte ein Potenzial von jährlich 262 Millionen Franken. Realisiert werden aber nur 74 Millionen – und diese primär von den Grossverteilern. Grossstädte und Shopping-Centers auf der grünen Wiese saugen uns auf diesem Gebiet viel ab. Namhafte Detailhändler ziehen daraus den Schluss, dass unser Ort zu klein und zu wenig attraktiv sei für sie.

Was tun Sie dagegen?

Ergänzend zum bisherigen Zentrum «Effi-Märt» entsteht mit dem Projekt «Mittim» ein zweiter Stadtmittelpunkt. Wir streben damit einen Knotenpunkt an, der Leben und Einkaufen bündelt. Mit 450 Wohnungen, Läden und einem Stadtgarten schaffen wir neue Begegnungsräume mitten im Ort. Wenn hier quasi Einkaufen in den Hausschuhen möglich wird, müsste das auch namhafte Detailhändler interessieren.

Welche planerische Strategie verfolgen Sie für die Zukunft?

«Mittim» weist den Weg schon recht konkret. Illnau-Effretikon soll künftig in der Region stärker eine Zentrumsfunktion zukommen. Grundsätzlich wollen wir gegen innen verdichten; die Erholungsräume



Martin Graf, 54, ist Mitglied der Grünen Partei und seit 1998 Stadtpräsident von Illnau-Effretikon.

an den Rändern aber belassen. Dort sollen Land- und Forstwirtschaft Vorrang behalten. Immerhin weist Illnau-Effretikon auch heute noch 60 Bauernhöfe auf. Diese Lebensqualität wollen wir pflegen und halten. ■

Grundkonzept tranCity: Abbild der Metropolitanzone Zürich*, des Kantons Zürich und des Untersuchungssektors.

* Metropolitanzone Zürich nach Studio Basel, Die Schweiz - ein städtebauliches Portrait, 2006



[Urbane Grünräume]

Auf grüner Mission

Die Städte werden grösser und dichter. Die Natur wird dadurch zunehmend verdrängt. Das Zentrum Urbaner Gartenbau der ZHAW engagiert sich für einen kreativeren, nachhaltigeren Umgang mit Pflanzen und Grünräumen.

KARIN KOFLER

Mit Petra Hagen unterhält man sich nicht einfach in einem nüchternen Büro. Die Leiterin des Zentrums Urbaner Gartenbau der ZHAW spricht lieber dort über die Aktivitäten ihres Instituts, wo sie ihrer Materie schon nahe ist: In einem Gewächshaus hoch über dem See im zürcherischen Wädenswil. Mitten im tropisch anmutenden Pflanzenparadies sind ein Sofa und ein paar einladende rote Sitzkissen platziert; der Besucher wähnt sich in einer paradiesischen Lounge, und damit kommt eine Botschaft Hagens schon bildlich rüber: Die Natur und der Mensch – das gehört zusammen. Die Germanistin und Kunsthistorikerin, die in Hongkong anfing, sich konkret mit Architektur und Stadtplanung auseinanderzusetzen, sieht im Grün weit mehr als etwas Schönes zum Anschauen: «Uns interessieren vor allem auch sozialräumliche und ökologische Aspekte, die mit Natur in der Stadt – über geeignete Pflanzenkonzepte – gefördert werden können.»

Die Natur wird zusehends verdrängt

74 Prozent der Schweizer Bevölkerung leben heute im urbanen Raum. Die Städte fressen sich mehr und mehr ins Land hinein. Es wird gebaut und verdichtet, um den Men-

schen genug Wohn- und Arbeitsräume zu bieten. Die Natur wird immer stärker verdrängt; der Bezug zu ihr geht zusehends verloren. Auch die Prioritäten der Bauherren liegen meist woanders. «Der Grünraum kommt bei der Planung neuer Projekte immer zuletzt. Es fehlt das Bewusstsein für das, was die Natur bei den Menschen bewirken kann», sagt

«Uns interessieren sozialräumliche und ökologische Aspekte, die mit Natur in der Stadt – über geeignete Pflanzenkonzepte – gefördert werden können.»

Petra Hagen. Deshalb werde häufig gerade mal das gepflanzt, was das verbliebene Budget noch hergebe.

Das Zentrum Urbaner Gartenbau, das dem Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen (IUNR) angegliedert ist, setzt sich für kreativere und nachhaltigere Lösungen, für neue Ansätze beim Einsatz von Pflanzen ein. Und das mit vier verschiedenen Fachstellen: «Dachbegrünung», «Grün und Gesundheit», «Grünflächenmanagement» und

«Pflanzenverwendung». Gerade im Bereich der Dachbegrünung sei die Nachfrage nach Beratungen, aber auch nach den Forschungsarbeiten der ZHAW sehr hoch, weiss Hagen. So erarbeitet die Fachstelle beispielsweise ein Konzept für den ökologischen Ausgleich auf den Dächern des neu entstehenden Stadtraums «Europaallee» beim Zürcher Hauptbahnhof. Ein umfangreicher, komplexer Auftrag. Der Nutzen einer naturnah realisierten Dachbegrünung ist gross: Sie reduziert den CO₂-Ausstoss in einer Stadt und verhilft Vögeln zu neuen Lebensräumen. Die Fachstelle Grün und Gesundheit hat einen anderen Fokus: Sie nutzt die wohltuenden Effekte der Natur für die Gesundheitsförderung beim Menschen. Auf diesem Fachgebiet ist die ZHAW laut Petra Hagen führend. Im Mai organisierte die Fachstelle erstmals einen Gartentherapiekongress. Zu den wichtigsten Projekten der letzten Jahre zählte u.a. die Entwicklung eines Gartentherapieprogramms für Schmerz- und Schlaganfallpatienten in der RehaClinic Zurzach.

Grünräume verbessern die Gesundheit

Dass Grünräume gesundheitsfördernd wirken, beweisen zahlreiche wissenschaftliche Studien. Dennoch stehen bei der Konzipie-

Petra Hagen an ihrem Lieblingsort im Gewächshaus



rung urbaner Wohnumfelder noch immer die ästhetischen Aspekte im Vordergrund. Deshalb definierte die ZHAW im Rahmen eines Forschungsprojektes Qualitätskriterien für Planer, Gestalter und Entscheidungsträger von Wohnumfeldprojekten. Sie kam dabei zum Beispiel zum bemerkenswerten Schluss, dass für die gesunde Entwicklung von Kindern nicht abgegrenzte, detailliert geplante Spielplätze gebaut werden müssen, sondern ein sogenannt «beispielbares Wohnumfeld» geboten werden sollte. Mit anderen Worten: Die Natur selber ist ein einzigartiger

Spiel- und Bewegungsraum. Einzelne Bereiche sollten sogar so angelegt werden, dass Kinder sie nutzen können, ohne dabei ständig von den Eltern beobachtet zu werden, heisst es in einem zusammenfassenden Artikel über das Projekt.

Sinnvolle Begrünungskonzepte reduzieren Kosten

Laut Petra Hagen wird bei neuen Bauprojekten nicht nur der heilende und soziale Aspekt der Natur vernachlässigt, sondern auch der ökonomische. «Viele entscheiden sich für einen Rasen als Grünelement im

Glauben, dies sei die pflegeleichteste und günstigste Lösung. Aber es wird vergessen, dass das regelmässige Mähen später nachhaltig ins Geld geht», sagt die Zentrumsleiterin, die am IUNR auch den Masterstudiengang mit Vertiefungsrichtung Natural Resource Sciences leitet. In einer Siedlungsgenossenschaft in Dietikon, die sich für ein neues Begrünungskonzept entschieden, schlugen die Fachleute des Zentrums Urbaner Gartenbau deshalb unkonventionelle Wege ein. So wurde u.a. eine Blumenstraussinsel geschaffen, die der Hauswart nur zwei Mal im Jahr mähen muss, und die Bewohnerinnen und Bewohner dürfen dort völlig legal ihre Sträusse pflücken. Für Hagen ein klassisches Beispiel, wie wirtschaftliche und ökologische mit sozialen Überlegungen verknüpft werden können. ■

Im Zentrum steht die Umwelt

Das Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen in Wädenswil führt Studierende zum «Bachelor in Umweltingenieurwesen» oder zum «Master of Science in Life Sciences». «Urbaner Gartenbau» ist eine Vertiefungsrichtung im Rahmen des Bachelorstudiengangs, die erst seit drei Jahren in dieser Form existiert. Im Zentrum der Lehre steht dabei die Wechselwirkung zwischen Mensch, Pflanze und Umwelt. Noch ist die Zahl der Studierenden mit diesem Spezialgebiet relativ klein – derzeit sind es 15. Mittelfristig sollen es 20 bis 25 sein. Die Mehrheit der insgesamt 200 Studierenden wählt die Vertiefungsrichtungen «Naturmanagement» und «Erneuerbare Energien». Nebst der Grundausbildung bietet das IUNR zahlreiche Weiterbildungslehrgänge an. Im Bereich «Forschung und Entwicklung» respektive «Dienstleistungen» liegt der Schwerpunkt auf der Nutzung ruraler und urbaner Landschaften. Im Rahmen eines Projektwettbewerbs zum Thema «Wohnen im Alter» der Hans & Erna Walder-Stiftung gehörte das Zentrum Urbaner Gartenbau 2009 zu den Preisträgern mit einer Arbeit über Konzepte für altersgerechte Grünräume in städtischen Wohnsiedlungen.